

Am Schleier sollt ihr sie erkennen

Ob sich Frauen zu verhüllen hatten oder ob sie sich unverhüllt zeigen sollten – das hat Europa lange verhandelt

SUSANNA BURGHARTZ

Wer darf, wer muss sich verschleiern? Diese Frage wurde in den letzten Jahrhunderten immer wieder neu, anders und kontrovers verhandelt. Europa blickt auf eine lange Geschichte von Vermummungsverboten und Schleierzwang zurück, ebenso wie auf immer wieder wechselnde Schleiermoden und umkämpfte Schleiervorschriften. Dabei wird etwas deutlich: Verhüllungsgebote sind ideologischs Kampfferrain.

Bekannt sind die raffinierten Schleiergewebe der Damen des burgundischen Hofs im Spätmittelalter, ebenso wie die als «Gebende» bezeichneten Verhüllungen der Nürnberger Patrizierinnen oder die duftig zarten Schleiervarianten italienischer und niederländischer Darstellungen aus der Reformationszeit, die Maria mit betörend attraktivem, fast transparentem Schleier zeigen. Bologna war damals in ganz Europa für seine kunstvolle Produktion solch hauchzarter Stoffe berühmt. Aber auch die Kölner, Baster und Zürcher Schleiermacherinnen arbeiteten für den Export. Die Tatsache, dass es etwa in Basel eigene Marktstände gab, die auf Schleierstoffe spezialisiert waren, zeigt, welch wichtige Rolle die Verhüllung von Kopf und Gesicht im christlichen Abendland auch noch lange nach der Reformation spielte.

Mode, Ehre und Erotik

In der Reformationszeit kam es zu einer ersten Enthüllungswelle in der Mode. Vor allem die Nürnberger Patrizierinnen setzten sich für die neue Mode der Goldhaube ein. Kostbar und raffiniert gemacht, erlaubten sie es, mehr Gesicht und Haar zu zeigen als früher.

Während es hier um die Lockerung des Verschleierungsgebots ging, setzte sich im katholischen Spanien zur gleichen Zeit der Humanist und Erzieher Juan Luis Vives für den Zwang zur Entschleierung ein und propagierte ein Verbot für die modische Verhüllung des Gesichts. Er behauptete, wahre Tugend zeige sich nur im unverschleierten Angesicht. Die neue Mode der Vollverschleierung, der sogenannte *Tapado*, erlaube es frivolen Frauen, ungehindert Männer zu beobachten, ohne von ihnen gesehen zu werden. So erliess Spanien unter Philipp II. am Ende des 16. Jahrhunderts ein Schleierverbot. Ähnlich argumentierten damals auch italienische Moralisten. Doch all das verhinderte die Verbreitung der Verschleierung nicht.

In seinem «Kostümbuch aller Völker» zeigte der Venezianer Cesare Vecellio die vielfältigen Verschleierungsformen in den verschiedenen Regionen Europas, des Nahen Ostens und des Orients. Mit seiner ersten Modageschichte überhaupt erstreckte Vecellio den Eindruck, dass nur die «Primitiven» in der Neuen Welt den Schleier nicht kennen würden. In Venedig dagegen, dem Zentrum von Mode und Luxus, trugen die ehrbaren Frauen am Ende des 16. Jahrhunderts ausserhalb des Hauses den Schleier.



Den sogenannten *Sturtz*, eine Haube mit Gesichtsschleier, hatten vornehme Baslerinnen um 1700 beim Kirchgang zu tragen.

HISTORISCHES MUSEUM BASEL

Sobald die jungen Mädchen der Oberstufe das Heiratsalter erreicht hatten, durften sie das Haus nur noch für den Kirchgang verlassen, mussten Gesicht und Augen mit dem *fazzuolo*, einem dichten, schwarzen Schleier, bedecken und sollten ihre Brüste zur Schau stellen. Gleichzeitig nutzten die berühmten venezianischen Kurtisanen den Schleier auch für ein Verwirrspiel zwischen Verführung und Ehrbarkeit.

In anderen Regionen dagegen wie dem Baskenland trugen die Frauen keine Gesichtsschleier, sondern zeigten die vielfältigen sozialen Status durch das Gewicht der *Tocados*, kapriziöser Kopfaubauten, die die Betrachter an Hörner oder gar gewundene Kranichhalse erinnern. Noch im 17. Jahrhundert trugen die Frauen der vornehmen Kaufleute in Flandern und den Niederlanden den *Huyk*, einen Ganzkörperschleier, der aus Nordafrika via Spanien nach Westeuropa gelangt und spätestens ab dem 16. Jahrhundert in Mode gekommen

ware sie beim Atmen und sei eine unzumutbare Last. Gleichzeitig kämpften ärmere Frauen aus Basel für das Privileg, weiterhin diese kostbare Kopfverhüllung in der Kirche tragen zu dürfen, die ihnen als nicht standesgemäss verboten worden war.

Auch in Zürich kam es zu längeren Auseinandersetzungen um das sogenannte *Tüchli-Tüchli*, eine hoch aufgetürmte Kirchenhaube, zu der ein Kimband gehörte, das die Trägerinnen beim Sprechen erheblich einschränkte. Wie zweihundert Jahre zuvor in Spanien erklärten nun auch die Aufklärer an der Limmat, dass durch die allzu hohen Kirchenhauben nur die natürliche Schönheit verdeckt werde. Jeder ehrbaren Zürcherin, so erklärten sie, stünde es wohl an, ihr Gesicht unverstellt zu zeigen. «In facie legitur homo», «am Gesicht erkennt man den Menschen», lautete ihre Devise.

Die Lektion der Geschichte

Ganz anders klang es zu Beginn des 19. Jahrhunderts im bekannten deutschen Staatslexikon von Johann Georg Krünitz. Dort wurde auf die wirtschaftliche Bedeutung der Schleierproduktion hingewiesen und die Rolle von Zürich für die Herstellung zarter, schwarzer und weisser Schleierstoffe hervorgehoben. Weiter erklärte das Lexikon, im Morgenland gehöre der Schleier zur Alltagskleidung der Frauen, im Abendland hingegen sei er Gegenstand der Mode geworden; mal getragen, mal nicht. Geschichte arrangiert, hebe er die Anmut und den zarten Teint der Trägerin hervor und verleihe ihr zusätzliche Grazie.

In dieser Form lebte der Schleier im Westen auch im 20. Jahrhundert bei den Reichen und Schönen weiter, in den Schleiertöchern von Grace Kelly ebenso wie im Trauerschleier einer Jacqueline Kennedy. Modische Schleier und Fortschritt wurden dabei ebenso eng assoziiert wie traditionelle Kopfverhüllung und Fortschrittsfeindlichkeit.

Die Lektion der Geschichte scheint klar: Weder der Schleierzwang noch das Verschleierungsverbot konnten sich endgültig durchsetzen. Dagegen sind seit der Aufklärung obrigkeitliche Kleidergesetze in Europa allmählich ganz abgeschafft worden. Das hat sich erst in den letzten Jahren mit Kopftuch- und Burkaverboten wieder zu ändern begonnen.

Die heutigen Befürworter des Geschlechtsverhüllungsverbots können durchaus an Positionen der Aufklärer anschliessen, die das unverhüllte Antlitz zum Kennzeichen aufgeklärter Menschlichkeit machten. Paradoxe Weise greifen sie zur Durchsetzung dieser Meinung aber auf juristische Mittel zurück, die unsere aufgeklärten Vorgänger definitiv ins Arsenal vormoderner Gesetzgeber verbannten. Vor diesem historischen Hintergrund ist es modern, das individuelle Recht auf Wahl der Kleidung konsequent durchzusetzen.

Susanna Burghartz ist Professorin für Geschichte an der Universität Basel.

Donnerstag, 18. Februar 2021

DIE TIPPS DER WOCHE DA MÜSSEN SIE HIN

Wenn Mächtige verzeihen

wdh. · Nach der Oper Zürich, die Christoph Marthaler Deutung von Glucks «Orphée et Euridice» als Stream auf ihrer Website anbietet, zieht nun das Grand Théâtre de Genève mit einer profilierten Sichtweise auf Mozarts «La clemenza di Tito» nach. Am 19. Februar wird unter dem Theaterregisseur, seine erste Oper inszenieren. Rau hat durchblicken lassen, dass er sich intensiv mit der titelgebenden «Milde» des römischen Kaisers Titus in Mozarts Spätwerk von 1791 auseinandersetzen will. Was bedeutet es denn, wenn ein Mächtiger seinen politischen Gegnern Verzeihen gewährt, während ausserhalb seiner Bubble gerade die Welt untergeht? Im Live-Stream am Freitag ab 20 Uhr (via gq.ch) erfahren wir mehr.

Tyrannen und Epidemie

A. Bn. · Wuhan 2019, Moskau 1939: Das sind Orte und Zeiten, die sich nur scheinbar nicht reimen. Wiewohl smart-digital verkleidet, ist die Herrschaft Xi Jinpings kaum weniger autoritär als der Despotismus Stalins, der das Handwerk des Totens analog zur Blüte brachte. Was beide Systeme verbindet, sind eine Paranoia der totalen Kontrolle und die Angst davor, dass etwas fundamental schiefliegen könnte. Ebendieses geschah in Wuhan mit dem Coronavirus; und mit dem Ausbruch der Lungenpest in Moskau hätte sich das Unheil in ähnlicher Weise Bahn brechen können. Wenn die unschlagbaren «Contact-Tracing-Skills» des Innenministeriums NKWD nicht gewesen wären... Ljudmila Ulitzkaja hat ein altes Drehbuchmanuskript von 1978 aus der Schublade geholt. Es handelt davon, wie ein Impfforscher ohne Wissen aus seinem Labor in Saratow die Pest nach Moskau trägt, wo die Dinge eskalieren und doch alles streng geheim bleiben muss. Zwischen Sarkasmus, Ironie und Dämonie angesiedelt, liest sich Ulitzkajas Drehbuch wie ein minimalistischer Roman. Doch das Szenario ist real. Ljudmila Ulitzkaja: Eine Seuche in der Stadt. Szenario. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Hanser-Verlag, München 2021, 112 S., Fr. 24.90.

Was Katastrophen mit uns machen

rib. · Die Corona-Pandemie ist nicht die erste Seuche, die die Menschheit heim-sucht. Das Zentrum Altertumswissenschaften wirft einen Blick zurück auf das, was Naturkatastrophen, Epidemien und Plagen mit uns anrichten. Anfang März startet eine Ringvorlesung. Und am nächsten Dienstag wird die Reihe mit einem Podium eröffnet: Peter Maurer, Präsident des IKRK, Friederike Fless, Präsidentin des Deutschen Archäologischen Instituts, und der Gräzist Christoph Riedweg diskutieren unter dem Titel «Der Mensch im Angesicht der Katastrophe, gestern und heute». Dienstag, 23. Februar 2021, 18.15 Uhr. Online-Veranstaltung, den Link zur Zoom-Session und Informationen zur Ringveranstaltung gibt's unter www.zazh.ch.

KORRESPONDENTEN
London: Tobias Rosenbaum (tbl), Niklaus Nuspliger (nn), Marc Felix Serrao (fx), René Höltchi (hl), Jonas Herrmann (jh), Hansjörg Friedrich Müller (hm), Anna Schreier (as), Christoph Prantner (cp), Alexander Kissler (ks), **Frankfurt:** Michael Rasch (ra), **München:** Stephanie Lahrzt (sl), **Rom:** Andrea Wytling (aw), **Wien:** Ivona Nijssen (ni), Daniel Winkler (dw), **Stockholm:** Rudolf Herrmann (rh), **Brüssel:** Christoph G. Schmitz (cs), Daniel Steimworth (DSt), **Moskau:** Markus Ackermann (ac), **Dakar:** Samuel Mottel (sm), **Israhel:** Volker Fabian (fv), **Beirat:** Christian Wiesflog (ws), **Jerusalem:** Inga Rogg (ir), **Tei Aviv:** Ulrich Schmid (U St), **Delhi:** Andreas Babel (ab), **Singapur:** Manfred Rieth (ri), **Peking:** Matthias Müller (Mü), **Taipek:** Matthias Sander (ms), **Tokio:** Martin Köllig (ko), **Sydney:** Esther Blank (eb), **Washington:** Peter Winkler (pw), **Chicago:** David Signer (ds), **New York:** Christof Leuzinger (cl), **San Francisco:** Marie-Astrid Langer (al), **Vancouver:** Carl F. Fisher (cf), **Rio de Janeiro:** Nicole Antiker (an), **Salvador da Bahia:** Alexander Busch (ab).

Verlag: Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 11 11, vti@bz.ch.
Leserservice: Postfach, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 10 10, leserservice@bz.ch, www.nzz.ch/leserservice.
Inserate: NZZ Zone, Neue Zürcher Zeitung AG, Falkenstrasse 11, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 16 98, Fax +41 44 258 13 70, inserate@nzz.ch, www.nzzzone.ch.
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG, Bubenbergrasse 1, CH-8045 Zürich.
PREISE ABONNEMENTE (inkl. MWST)
NZZ Print & Digital: 914 Fr. (12 Monate), 748 Fr. (11 Monate).
NZZ Print: 578 Fr. (12 Monate), 54 Fr. (11 Monate).
NZZ Digital: 578 Fr. (12 Monate), 33 Fr. (11 Monate).
NZZ Wochenend-Print: 363 Fr. (12 Monate), 33 Fr. (11 Monate), Freitag und Samstag gedruckt ohne Digital.
NZZ International Print & Digital: 572 € (12 Monate), 52 € (11 Monate). Preise gültig für Deutschland und Österreich, übrige Auslandspreise auf Anfrage.
NZZ Kombi Print & Digital: 924 Fr. (12 Monate), 84 Fr. (11 Monate), NZZ und NZZ am Sonntag gedruckt inkl. Digital.
NZZ am Sonntag: 578 Fr. (11 Monate).
Alle Preise gültig ab 1. 2021.
Die Abonnementadressen werden, soweit erforderlich und nur zu diesem Zweck, an die mit der Zustellung betrauten Logistik-Unternehmen übermittelt.
Anzeigen: gemäss Preistabelle vom 1. 2021.

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung der redaktionellen Texte (insbesondere deren Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung und Bearbeitung) bedarf der schriftlichen Zustimmung durch die Redaktion. Ferner ist diese berechtigt, veröffentlichte Beiträge in eigenen gedruckten und elektronischen Produkten zu verwenden oder eine Nutzung Dritten zu gestatten. Für jegliche Verwendung von Inseraten ist die Zustimmung der Geschäftsleitung einzuholen. © Neue Zürcher Zeitung AG Kartengrundlage: © OpenStreetMap, © Mapbox

Redaktion: Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich, Tel. +41 44 258 11 11, redaktion@nzz.ch, www.nzz.ch.
Zuschriften: Falkenstrasse 11, CH-8021 Zürich, leserbef@nzz.ch.

Donnerstag, 18. Februar 2021

Wer Statuen sammelt, gehört in Rom dazu

Die Familie Torlonia hat mit über 600 antiken Skulpturen ein Welterbe bewahrt. Jetzt haben die Kunstwerke ihren grossen Auftritt

ANDRES WYSLING, ROM

Alles aus Marmor: junge Frauen mit toupierten Frisuren, Senatoren mit runzlicher Stirn, wackere Krieger mit Knüttel und Dolch, erhabene Kaiser in Herrscherpose, kühne Wagenlenker in rasender Fahrt, eine kriegerische Göttin mit Helm auf dem Kopf, die auch nur aussieht wie ein gewöhnlicher Mensch, ausserdem sich aufblühende Fabelwesen, halb Mensch, halb Tier, und dann noch ein ganzer Haufen mit Schiffen und Netzen und Matrosen oder eine Metzgerei mit aufgeschlitzten Schweinen und gehäuteten Hasen am Haken – ein Panoptikum der römischen Antike bietet die Ausstellung «Marmi Torlonia» in Rom. Man staunt über die künstlerische Vollendung der Statuen und Reliefs aus jener fernen und doch nahen Zivilisation. Nachdem sie untergegangen war, dauerte es mehr als tausend Jahre, bis im Italien der Renaissance wieder Vergleichbares geschaffen wurde.

Unter den Augen des Diktators

Weiss schimmernd und unbeweglich stehen die restaurierten Köpfe und Körper der alten Römerinnen und Römer auf ihren Sockeln. Um sie herum drängeln und schieben die heutigen Römer, von den Aufpasserinnen kaum im Zaun zu halten. Wenig nützt der dosierte Einlass, statt Covid-19-Sicherheitsabstand herrscht Nahkampf nach allen Seiten. Kriegerische Damen aus dem hauptstädtischen Bildungsbürgertum – andere Besucher fehlen derzeit weitgehend – mit goldenen Ohrhingen schaffen sich Bahn, mit drohenden Blicken und giftigem Gezische.

«Ja, es fehlt an Platz. Eigentlich ist der Ausstellungsraum zu eng für all die Skulpturen. Wir mussten uns beschränken, aber wir wollten doch die wichtigsten Objekte zeigen», sagt Carlo Gasparri, einer der Kuratoren der Schau. Um die 600 antike Kunstwerke enthält die Torlonia-Sammlung, es ist laut Gasparri die grösste und vielleicht bedeutendste Sammlung von antiken Skulpturen der Welt. 96 davon werden jetzt gezeigt im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol. Eigentlich sollten es 97 sein, aber ein besonders grosses Stück ging nicht durchs Tor.



Die Statue repräsentiert möglicherweise die griechische Göttin Hestia, vielleicht auch Hera oder Demeter.



Porträt von Euthydemos I., Herrscher des griechisch-baktrischen Königreichs von zirka 235 bis 200 v. Chr.

LORENZO DE MASSI / FONDO TORLONIA

FONDO TORLONIA

In Rom fehle es an geeigneten Räumen, die derart grosse und schwere Stücke aufnehmen könnten, sagt der Kurator. Um Platz zu sparen, hat man auf erleuchtete Tafeln weitgehend verzichtet: «Die Besucher schauen die Skulpturen an, darauf kommt es an. Lesen können sie vorher oder nachher im Katalog.» Auskunft geben zudem der Audioguide und die Website zur Ausstellung.

Die letzten hundert Jahre waren die «Marmi Torlonia» vor der Öffentlichkeit versteckt. Zwar gab es das Museo Torlonia, doch dieses hatte nach dem Ersten Weltkrieg kaum noch Besucher, und in den siebziger Jahren wurde es geschlossen, die Statuen wanderten ins Maga-

zin. Ausgewählte Stücke standen in den Anwesen der Familie, etwa im Park der «Villa Torlonia», wo sie das Auge des faschistischen Diktators Benito Mussolini erfreuten; von 1925 bis 1943 bewohnte er das ausgedehnte Anwesen mit Casino noble, Theatersaal, Pferderennbahn und Obelisken zum Mietzins von einer Lira pro Monat.

Die Sammlung der Torlonia ist durch den Verkauf mehrerer bestehender Sammlungen entstanden. Um 1800 erwarb der Banquier Giovanni Torlonia (1754–1829) die ersten Statuen, es war ein günstiges Angebot, weitere kamen 1809 hinzu. Die Familie war aus Lyon nach Rom und hier zu Geld gekom-

men. Als An- und Emporkömmling wollten die Torlonia Bildung und Traditionsbewusstsein beweisen, den eigenen Status unterstreichen. Die Statuen waren dafür das geeignete Accessoire. Sie schmückten die Paläste und Villen und Gärten, sie dienten als Kulisse für rauschende Feste, deren «l'élégance suprême» den Dichter Stendhal entzückte.

Grosse Tournee geplant

Auf Giovanni folgte Alessandro Torlonia (1800–1886). Er führte die Bank- und Handelsgeschäfte der Familie äusserst erfolgreich weiter, zudem heira-

tete er in den höchsten römischen Adel ein, der soziale Aufstieg war gelungen. Mit der Zeit wurde aus dem Banquier ein Grossgrundbesitzer. Rund um Rom kauften die Torlonia 23 000 Hektaren Land auf. Alessandro Torlonia liess die Stümpe des Fucino-Tals in den Abruzzen trockenlegen, um Ackerland zu gewinnen, über zwanzig Jahre nahm die Arbeiten in Anspruch. Seine zweite Leidenschaft waren die Antiken: Er kaufte

Die letzten hundert Jahre waren die «Marmi Torlonia» vor der Öffentlichkeit versteckt.

die Villa Albani in Rom mit einer weiteren bedeutenden Sammlung von Statuen, zudem liess er auf seinen Grundstücken archäologische Grabungen ausführen. 1876 eröffnete er das Museo Torlonia mit über 500 Skulpturen; zehn Jahre später waren es schon 620.

Die Familie Torlonia hat, das unterstreicht Gasparri, ihr antikes Erbe bewahrt und nicht verkübert. Der letzte Graf Alessandro Torlonia (1925–2017) habe sehr an diesen Schätzen gehalten, die dauerhafte Sicherung der Sammlung sei ihm ein grosses Anliegen gewesen. Zu diesem Zweck kam kurz vor dem Ableben des Grafen ein Vertrag zwischen der Torlonia-Stiftung und dem italienischen Staat zustande. Inzwischen hat die Familie Torlonia mit Erbstreitigkeiten Schlagzeilen gemacht, die Statuen sind davon nicht mehr betroffen. In den kommenden Jahren gehen sie auf Tournee, sie sollen im Louvre und in Amerika gezeigt werden. In Rom sucht man derzeit einen geeigneten Ort für sie, ein neues Museo Torlonia soll entstehen.

Die Ausstellung «Marmi Torlonia» konnte wegen der Corona-Epidemie nur mit Verspätung öffnen. Sie ist noch bis mindestens 29. Juni in Rom zu sehen. Katalog: I Marmi Torlonia. Collezione Capalavori, hrsg. von Salvatore Settis, Carlo Gasparri, Electa, Mailand/Rom, 2020, 336 S., 39 €.

Neue Zürcher Zeitung

UND
SCHWEIZERISCHES HANDELSBLATTGegründet 1780
Der Zürcher Zeitung 242. Jahrgang

REDAKTION

Chefredaktor: Eric Giger (eg)**Stellvertreter:** Daniel Wechlin (dw), Carola Ettenreich (et), Tom Schneider (st)**Tagelayout:** Christoph Fisch (cf), Benno Mattli (bm), Christian Steiner (cs), Yannick Nock (yn)**Internationa:** Peter Räsöny (pr), Andreas Rüesch (A. R.), Werner J. Marti (wjm), Andrea Spillinger (sp), Andreas Ernst (eh), Beat Bumbacher (bb), Meyer Guzman (gm), Patrick Zoll (pz), Elena Panagiotidis (el), Dominique Burckhardt (dbu), Fabian Ulrich (fu), Judith Korman (jk), Ulrich Pickel (pic), Julia Meoni (jm), Katrin Bischenbacher (kb).**Meinung & Debatte:** Martin Senti (ms), Andreas Breitenstein (A. Bn.), David Schwartt (sw).**Schweiz:** Christina Neuhaus (cn), Erich Aschwendan (ae), Daniel Gerny (dg), Frank Sieber (fs), Peter Trübhorn (tr), Michele Covello (cv), Simon Hehli (sh), Angelika Hardegger (ha), Tobias Galtner (gt), David Voncken (dv), Gian Andrea Marti (gm), Andr Rastetter (ar).**Bundeshaus:** Fabian Scheller (fs), Christof Forster (fo), Inessa Rhyss (ri), Georg Heiser Sarnano (gs).**Bundesgericht:** Kathrin Alder (ka), **Westschweiz:** Antonio Fumagalli (fm).**Nachricht:** Tobias Ochsenbein (to), Janique Weder (wj), Kathrin Kretze (kk), Tobias Sedlmayer (sm), Esther Rüeger (er), Esther Widmann (ew), Nadine Brügger (nb), Franco Arnold (fr).**Social Media:** Reto Stauffacher (rs), Corinne Piaga (cp), Gabriela Oettliwer (go), Philipp Golmer (pg).**Podcast:** Benedikt Hofer (bh), Nadine Landert (ln), Olga Schwenk (os), David Vogel (dv).**Audience Management:** Dominik Betz (btz), Rafael Schwab (rs), Jonas Helmenstein (jh).**Visuals & Editorial Tech:** Barnaby Skinner (bsk), Kaspar Manz (km), Sharon Funke (sfu), Alexandra Kohler (ak), Christian Kleb (ck), Anja Lemcke (le), Eugen Fleckenstein (ef), Joana Kelen (jk), Manuel Roth (mr), Philip König (pk), Nikola Trödel (tr), Jonas Desch (jd), Florian Seliger (fs), Adina Renner (ar).**Video/TV:** Markus Stein (sm), Andrea Hauner (ha), Jürg Walch (wja), Karin Moser (mk), Corradin Zellweger (zw), David Hess (dh), Jasmin Rogo (jr), Laurence Kaufmann (lk), Jill Antener (ja).**Produktionsredaktion:** Christoph Fisch (cf), Caspar Hesse (ch), Manuela Kessler (mk), Lucie Paška (pa), Roland Tellenbach (tr), Stefan Risi (sr), Lucie Paška (pa), Nikola Trödel (tr), Bodo Lamparsky (bl), Lukas Leuzinger (llz), Philipp Hufschmidt (ph), Yvonne Eckert (ev), Berno Brunner (bb), Iida Ozalp (io), Claudia Beer (cb).**Art Director:** Reto Althaus (al), **Bildredaktion:** Silke Steinemann (st), Christian Glättleberger (cg), Andrea Mittelholzer (am), Roman Sigrist (rs), Reto Gratwohl (gr), Verena Tempelmann (vtm), Nicole Aebly (ae), Bahal Arnold (ra), Martin Berc (br), Michael Pfister (mp), Joel Hum (hu).**Fotografen:** Christoph Ruckstuhl (rc), Karin Hofer (hk), Anissa Ramp (ra), Simon Tarnow (st), **Produktion/Layout:** Haruwordi Frai, **Korrektur:** Natascha Fischer.